№ 6

Neue Gartenlaube.

1896

Beilage zum „Danziger Courier“.

Die Enterbte des Glücks.

Preis-Roman von E. Perodi.
Befugte Bearbeitung nach dem Italienischen. [6]

(Fortsetzung.)

Enrico, welcher Furcht hatte, daß die Irre der Nonne ein Leid zufügen könnte, trachtete, sich in das Zimmer zu drängen, aber Ludovica schloß hastig die Thür, sperrte sie ab und blieb mit der Wahnsinnigen allein.

Enrico, der draußen im Vorflur stand, hörte das Umwerfen von Einrichtungsstücken, das wilde Schreien Mimmas und litt Qualen bei dem Gedanken, daß er Gabriele nicht beistehen könne. Mit bald flehender, bald herrischer Stimme rief er daher an der Thür laut ihren Namen. Nach und nach hörte das wüste Lärmen auf und nach einiger Zeit wurde alles still. Eine halbe Stunde später, während er noch immer horchend dastand, steckte die Nonne den Kopf vorsichtig zur Thür hinaus.

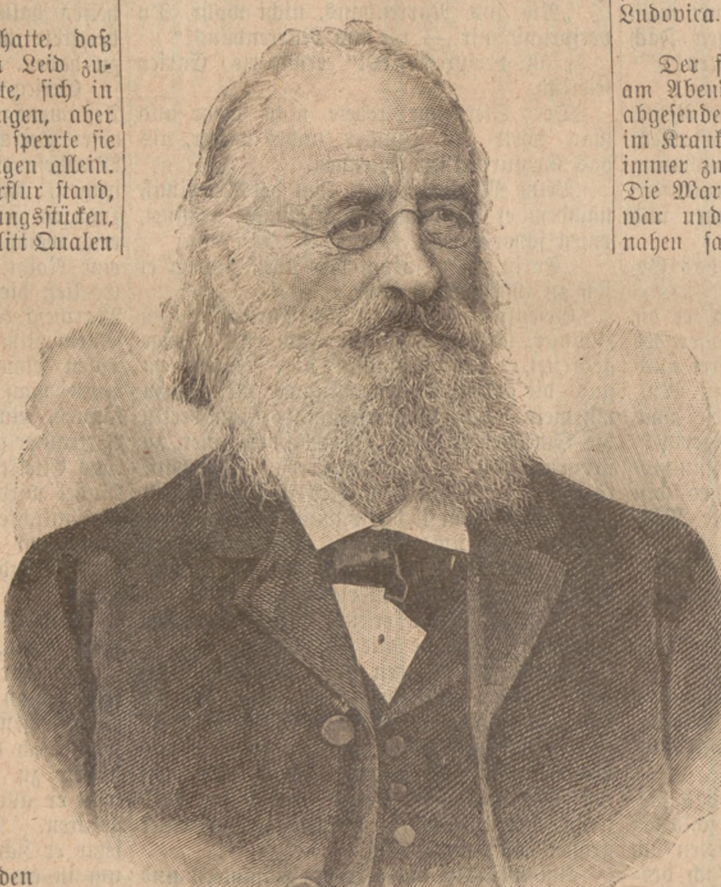
„Die Kranke ist ruhig, aber gehen Sie, entfernen Sie sich rasch!“ bat sie in flehendem Ton.

„Und Sie?“ forschte Enrico, bemerkend, daß sie sich das Antlitz mit einem Tuch verhüllte.

„Mir ist nichts geschehen, entfernen Sie sich nur und seien Sie, bitte, ruhig!“

Enrico gab der Klosterfrau den Schlüssel seines Zimmers und bat sie nochmals, ihm bald zu schreiben.

Die Kranke lag jetzt schlummernd auf dem Bett und Schwester Ludovica ging ihren Verpflichtungen im Hause nach, unbekümmert darum, daß ihr Gesicht von den scharfen Nägeln der Kranken ganz zerkratzt war. Professor Guinigi teilte ihr mit, der deutsche Psychiater sei angekommen, man möge den Gatten der Kranken davon in Kenntnis setzen, daß der Arzt am folgenden Tage eine Untersuchung vornehmen werde, zu welchem Anlaß der Gemahl im Hause sein soll.



Adolf Streckfuß †.

Schwester Ludovicas Herz zog sich krampfhaft zusammen, gedachte sie der Rückkehr Enricos. Doch unbekümmert um ihre persönlichen Empfindungen gehorchte sie den Weisungen des Arztes. In tiefer Bewegung trat sie in das Zimmer Enricos, um ihm zu schreiben; sie sagte sich, daß aus keinem Wort ihres Briefes Gabriele sprechen dürfe, sondern nur die sittenstrenge Schwester Ludovica.

XV.

Der frostige Brief Ludovicas kam noch am Abend des Tages, an welchem sie ihn abgesendet, in Enricos Hände, er erhielt ihn im Krankenzimmer des Kardinals, der noch immer zwischen Leben und Tod daniederlag. Die Marchesa Mati, welche sehr eigennützig war und das Ende ihres Brudes herannahen sah, fühlte sich durchaus nicht beruhigt, sie fürchtete nur, daß ihr ein Teil der Erbschaft entgehen würde, der Kardinal den Sironis viel hinterlassen könne und sie bereute jetzt, daß sie Enrico geraten habe, nach Frascati zu kommen.

Seit der Kardinal den Notar hatte rufen lassen und lange mit diesem eingeschlossen verhandelte, fand die alte Dame keine Ruhe mehr. Sie hatte dem Bruder stets in den Ohren gelegen, er möge ihren drei wenig schönen Töchtern ein entsprechendes Heiratsgut sicher stellen und die Hoffnung auf dasselbe weit mehr, als die geschwisterliche Zärtlichkeit, hatte sie veranlaßt, dem Bruder jede mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Um bei diesem sich einzuschmeicheln, hatte sie auch der armen Mimma, welche die Tochter eines frühverstorbenen andern Bruders des Kardinals war, den dieser sehr geliebt, so viel Aufmerksamkeit zugewendet.

Sie ging jetzt aufgeregt im Zimmer auf und ab und wütete still in sich, daß Enrico sich nicht entfernen und sie mit dem Kranken allein lassen wollte. Der Sekretär desselben, ein junger Priester, den die Marchesa als Untergebenen betrachtete, saß lesend am andern

Ende des Zimmers, diesen würde sie leicht fortgeschickt haben. Enrico jedoch war ein Verwandter, der Kardinal liebte es, ihn um sich zu sehen und wollte, so oft er die Augen öffnete, seiner ansichtig werden. Der Kardinal hatte selbst nach der Kommunion und der letzten Oelung verlangt; er fühlte, daß sein Ende nahe sei und fürchtete sich nicht davor; er gedachte nur der Nichte und als seine Kräfte zu schwinden begannen, sprach er einmal um das andre zu Enrico gewendet:

„Ich empfehle sie Dir die arme Unglückliche!“ Seine Schwester schien er nicht zu beachten.

Gegen Mitternacht waren alle müde geworden, der Sekretär schlief fest, den Kopf in die Hand stützend, die Marchesa schnarchte in einem Armstuhl. Die Dienerschaft im Vorzimmer schlief ebenfalls. Enrico allein wachte und wünschte sehnsüchtig, daß der Kardinal seine Hand frei geben möge, welche er krampfhaft festhielt, damit er in die Lage versetzt sei, an den, wenige Schritte entfernten Schreibtisch zu treten, um ein paar Zeilen an Schwester Ludovica auf das Papier zu werfen. Der Kardinal aber wollte Enricos Hand nicht frei geben — plötzlich öffnete er weit die Augen und fragte mit leiser Stimme:

„Schlafen sie alle?“

Enrico neigte bejahend das Haupt. Da suchte der Sterbende ein Bund Schlüssel hervor, welches er unter dem Kopfpolster verborgen hatte und, indem er dasselbe Enrico reichte, sprach er:

„Dieser eine Schlüssel hier öffnet mein Pult, entnimm aus dem rechtseitigen Fach ein umfangreiches Paket mit Papieren!“

Enrico gehorchte.

„Nimm das, es ist eine englische Rente, verwende sie für Mimma; im Testament habe ich dieser Summe keine Erwähnung gethan, um nicht erhöhten Neid wachzurufen; bring die Papiere in Dein Zimmer und sperre wieder gut ab!“

Enrico gehorchte und verließ das Gemach ohne Geräusch.

Bei seinem Wiedereintritt fand er die Marchesa und den Sekretär am Lager des Kardinals, dieser hatte einen Schrei ausgestoßen und geflüstert, es sei ihm zu Mut, als ob er ersticken müsse; er begehrte nach Luft und sie hatten das Fenster aufgerissen.

„Ich war einen Augenblick hinausgegangen,“ erklärte Enrico, welcher den mißtrauischen Blick bemerkte, den die Marchesa ihm zuwarf.

Der Kardinal machte Enrico ein Zeichen, daß er sich nähern möge und als er diesem Folge leistete, sprach er leise:

„Gelobe mir, daß Du jene Unglückliche niemals ins Irrenhaus geben wirst.“

„Ich gelobe es!“ entgegnete Enrico und kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so stellte sich auch schon bei dem Kardinal der Todeskampf ein.

Enrico hatte vergessen, als er das Gemach verlassen, den Schreibtisch zu schließen und die Blicke der Marchesa richteten sich weit mehr auf das offene Schubfach desselben, als auf den Sterbenden. Sie schloß den Schreibtisch und legte die Schlüssel in die Hand des Kardinals, aber der Zweifel, welchen der Sterbende in den Augen der Schwester las, gab ihm die Kraft, mühsam zu stammeln:

„Ich habe Enrico befohlen, ein Papier aus dem Schreibtisch zu nehmen!“

Die Marchesa beachtete scheinbar diesen Einwand gar nicht und fuhr fort, dem Neffen mißtrauische Blicke zuzuwerfen.

Nach einer Weile konnte sie nicht umhin, Enrico in eine Fensternische zu ziehen und ihn leise zu fragen, was der Kardinal ihm denn gegeben habe. Dieser war im Begriff, ihr die Wahrheit zu sagen, da er sich aber erinnerte, daß der Sterbende dies nicht gewünscht, begnügte er sich damit, leise zu flüstern:

„Papiere, die Mimma gehören.“

Die Marchesa begriff sofort, daß er ihr nicht die Wahrheit gesagt, sie wendete sich wieder zum Kardinal und fragte ängstlich:

„Bruder, wünschest Du nichts, hast Du kein Verlangen, meine Töchter zu sehen?“

Der Kardinal schloß die Augen und schüttelte verneinend den Kopf.

Man rief den Arzt herbei, welcher in der Villa schlief, er machte Einspritzungen in die schon halb starren Füße, schüttelte aber den Kopf, als wolle er sagen, daß da nichts mehr zu machen sei. Man rief deshalb mehrere im Hause anwesende Priester und im Verein mit dem Sekretär und mit der Marchesa fingen alle an laut zu beten. Enrico beobachtete daneben den Sterbenden und flößte ihm zuweilen einige Tropfen Wein ein.

Es war, als ob der Kardinal nicht mehr die Fähigkeit besitzen möchte zu sehen, nur auf Enrico warf er zuweilen einen flehenden, hilfesuchenden Blick. Plötzlich faßte er den jungen Mann an die Wange und sprach mit dumpfer Stimme:

„Nie ins Narrenhaus, nicht wahr, Du versprichst mir — nie ins Narrenhaus!“

„Ich verspreche es!“ erwiderte Enrico feierlich.

Der Sterbende redete nicht mehr und man hörte im Zimmer nichts weiter, als das Gemurmel der Betenden.

Beim Morgengrauen that der Kardinal, nachdem er die Augen noch einmal geöffnet, einen schweren Seufzer.

„Er ist tot,“ sprach der Arzt, indem er sich zu ihm niederbeugte.

Gesenkten Hauptes stand Enrico in dem Zimmer, über welches der Tod seine Fittige gebreitet. Man zündete die Kerzen an und die Priesterschaft begann Gebete zu murmeln; die Marchesa hatte sich beeilt, die Schlüssel aus den Händen des Toten zu nehmen, um alles abzusperren. Sie hatte es sehr eilig damit, Enrico fortzudrängen und würde am liebsten hundert Augen gehabt haben, um alles zu überwachen und um zu verhindern, daß auch nur die geringfügigste Kleinigkeit unterschlagen werde.

„Komm', man erstickt hier in diesem Zimmer!“ sagte sie alle Augenblick.

Enrico würde gern noch eine Weile bei dem Toten verblieben sein, aber, um sich von dem Drängen der Marchesa zu befreien, folgte er ihr endlich, nachdem er die Hand des Kranken noch einmal geküßt. Er warf sich nun auf sein Lager und schlief bald jenen tiefen Schlaf, welcher häufig einer großen Aufregung folgt.

Am Morgen hörte er ein Hämmern und Klopfen in der Kapelle, an welche sein Zimmer grenzte. Sein Kopf war ganz verworren und er mußte einen Augenblick nachdenken, um zu überlegen, was denn eigentlich geschehen sei. Das Haus war mit Geistlichen überfüllt, welche von nah und fern herbeigekommen. Der erste, der mit Enrico zusammentraf, war Monsignor Parelli, der Testamentsvollstrecker und Busenfreund des Verblichenen; er war der einzig wirklich Bewegte unter allen Anwesenden. Die Marchesa flog unruhig hin und her, bald war sie im Totenzimmer, in welchem die Aerzte alle Vorbereitungen zum einbalsamieren trafen, bald sah man sie in der Kapelle und dann wieder im Empfangssaal. Sie betrachtete einen jeden so mißtrauisch, als wittere sie überall Diebe.

Sie hatte ihren Mann und den Notar kommen lassen und kaum wurde sie Enricos ansichtig, als sie ihm auch schon zurief:

„Lesen wir das Testament, was erwartet man denn eigentlich von demselben?“

Enrico, welcher den Inhalt des Testaments kannte, wollte die Vorlesung desselben so sehr als möglich hinausschieben, denn er fürchtete den Zorn der Marchesa.

„Nein, nein!“ wendete diese lebhaft ein. „Eröffnen wir es gleich, es ist zuviel Verantwortlichkeit dabei, all' diese Dinge bewachen zu sollen. Weiß man einmal, wem sie gehören werden, dann mag derjenige sich hüten, dessen Vorteil darin liegt!“

Die Verantwortlichkeit war in der That groß! Der Kardinal hatte viele Jahre früher den Bischofsposten auf den Philippinischen Inseln und dann in Damascus bekleidet. Während seines Aufenthalts in Amerika und Asien hatte er reiche Geschenke erhalten; denn er war ein leidenschaftlicher Sammler von Altertümern, auch hatte er viele Wertgegenstände gekauft, die er alle in seiner Villa in Frascati, wo er einen großen Teil des Jahres zubrachte, aufbewahrte. Mit diesen Seltenheiten hatte er alle Zimmer geschmückt, es bereitete ihm Vergnügen, sie stets vor Augen zu haben.

Enrico wies darauf hin, daß, um das Testament zu eröffnen, die Anwesenheit irgend einer Gerichtsperson notwendig sei und die Marchesa erwiderte, sie werde dafür Sorge tragen, daß dieselbe am folgenden Morgen zugegen sei. Enrico war zufrieden, fürs erste wenigstens erreicht zu haben, daß diese eine Nacht über noch Ruhe im Hause herrsche. Er ließ die Freunde bald in Gesellschaft der Marchesa allein zurück und begab sich nach seinem Zimmer. Ein jeder hatte über den Toten etwas Gutes zu sagen gehabt und wenn man sie hörte, hätte man glauben können, ein jeder sei auch sein Freund und Vertrauter gewesen. Ueberall trat jene kleinliche Eitelkeit zu Tage, welche so leicht bekundet wird, wenn irgend eine hervorragende Persönlichkeit die Augen schließt und diese dem nicht mehr widersprechen kann, was alle Freunde und Bekannte über sie aussagen.

Enrico konnte diese kleinliche Eitelkeit nicht leiden.

Es war eine mondlose, finstere Nacht; er setzte sich an das offene Fenster seines Zimmer; ein Bleigewicht lag ihm auf der Seele, er sehnte sich danach, Gabriele an seiner Seite haben zu können, um ihr zu offenbaren, was er alles während der letzten neun Jahre gelitten. Da dies aber nicht möglich war, setzte er sich endlich an seinen Schreibtisch, um in einem Brief an Gabriele seinem bedrängten Herzen Luft zu machen.

„Gestatten Sie,“ schrieb er, „daß in diesem letzten Gefühlsausbruch, den ich mir erlaube, ich Sie noch einmal Gabriele nenne, daß ich jenen süßen Namen niederschreibe, welchen meine Lippen nie aufhören werden, leise zu flüstern! Später werde ich Sie bei dem neuen Namen nennen können, den Sie sich auferlegt haben und welcher einen Ver-

zicht auf das ganze Leben, auf alle irdischen Freuden, auf alles, was gewesen, in sich birgt.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich der Kunde Ihrer plötzlichen Abreise gegenüber erstaunt gewesen bin; mir war es, als ob irgend eine Saite in meinem Herzen zerspringe! Es war nicht das wirkliche Leben, welches man mir plötzlich verkürzt hatte, sondern das Herzensleben! Ich wußte nichts, ich hatte keinen Grund, irgend etwas zu mutmaßen, da wir uns kurze Zeit früher noch mit großer Herzlichkeit die Hände geschüttelt hatten; Ihr liebevoller Blick lebte in meiner Seele und doch fühlte ich unwillkürlich, daß alles aus sei zwischen uns, daß mein schöner Traum dahingeschwunden, daß ich Sie für immer verloren!



Paroleausgabe.

Das Militär muß in jeder Lage sich zurechtzufinden wissen. Wo keine palastartigen Gebäude, Kasernen genannt, zur Verfügung stehen, kann flugs jedes Bürger- und Bauernhaus zum Offizierkasino, zur Wachtstube oder zum Büreau des Feldwebels gemacht werden. Das letztere führt der Maler unsres Bildes vor den Blick und fesselt daneben einen Vorgang, wie solcher alltäglich im militärischen Leben sich abspielt. Schade nur, daß die leuchtenden Farben des Oelbildes nicht wiederzugeben sind.

Ich will Ihnen die Geschichte jener Tage nicht erzählen, Sie kennen dieselbe zum Teil und zum andern werden Sie dieselbe erraten. Ich fühlte mich vom Verhängnis niedergedrückt, ich hatte die Empfindung, als ob ich einem mächtigen Feind gegenüberstehe, gegen welchen mich zu wehren ich keine entsprechenden Waffen besaß. Die ganze Nacht und den folgenden Tag verbrachte ich unter den Fenstern des Hauses in Mergelina, denn ich hatte das Gefühl, daß Sie dort weilten und sich nur den Blicken aller deshalb entzogen, um auch den meinigen aus dem Wege zu gehen!

Von allen Qualen, welche das Leben dem Menschen aufbürdet, ist eine der grausamsten die Ungewißheit! Diese ist ein Irrsaal, in dem die Seele sich verliert und meine ging unter in dem vergeblichen Suchen nach der Ursache, welche Sie mir entfremdet hatte. Ich wußte, daß ich die erste Liebe Ihres jungen Lebens war, ich hatte das Pochen Ihres Herzens gefühlt, warum stieß mich dieses Herz denn von sich? Warum verdammte es mich zu unerträglicher Marter?

Die Kunde von dem Tode des Generals wurde in Neapel bald bekannt und bestätigte nun all' meine bedrückenden Vorahnungen. Drei oder viermal des Tages pochte ich an die Thür Ihres Hauses, begehrte dringend Einlaß, erhielt aber stets die Antwort, daß Sie Ihr Zimmer nicht verließen, daß Sie niemand empfingen.

Als Sie aber abreisten, um die sterblichen Ueberreste Ihres teuren Vaters nach Savoyen zu begleiten, da war ich einer Krankheit anheimgefallen, welche mich schon seit einigen Tagen bedroht hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Adolf Streckfuß (Seite 21). Mit Adolf Streckfuß, dessen Tod am 10. Oktober vorigen Jahres in Berlin erfolgte, ist eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten des litterarischen Berlins dahingegangen. Ein Sohn der Hauptstadt, wo er am 10. Mai 1823 geboren wurde, kam Streckfuß in seinem elterlichen Hause schon früh mit den litterarischen Kreisen Berlins in nähere Berührung; hatte sich doch sein Vater, der Oberregierungsrat war, durch seine meisterhaften Uebersetzungen der Hauptwerke Tassos, wie Ariosts und Dantes einen klangvollen Namen erworben und sich auch selbständig mit gutem Erfolg auf lyrischem und novellistischem Gebiet versucht. Auch der junge Adolf Streckfuß zeigte schon als Student viel Begabung für die schöne Litteratur, obwohl der freigewählte landwirtschaftliche Beruf ihn nicht den Musen näher führte. Da kam der März 1848. Auch der junge Gelehrte, der kurz vorher sein Examen bestanden hatte und sich in Berlin auf eine größere wissenschaftliche Reise vorbereitete, wurde, wie zahllose seiner Altersgenossen, in die revolutionären Wirrnisse hineingezogen und es ihm hierdurch später unmöglich gemacht, die geplante Staatslaufbahn weiter zu verfolgen; desto thätiger war er fortan auf politisch-geschichtlichem Gebiet, seine freiheitlichen Gesinnungen hierbei offen zum Ausdruck bringend. Seine „Geschichte der großen französischen Revolution und der Schreckensherrschaft" fand großen Anklang, brachte ihm aber auch eine Anklage auf Hochverrat ein, von der er jedoch durch das Schwurgericht freigesprochen wurde. Er widmete sich nun einer ersprießlichen gewerblichen Thätigkeit, die er erst mit der Uebernahme der Regentschaft seitens des Prinzen von Preußen verließ, um von nun an mit neuen Kräften nur der Schriftstellerei anzugehören. Besondern Beifall fanden neben kürzern Novellen Streckfuß' Kriminalromane, deren er eine große Zahl verfaßte. Seine Hauptarbeit jedoch bildete seine umfangreiche Geschichte Berlins: „Vom Fischerdorf zur Weltstadt," die wiederholt aufgelegt wurde und ihren dauernden Wert behalten wird. Flott und anregend sind die einzelnen Abschnitte geschrieben, und überall bricht die Liebe des Verfassers zu seiner Vaterstadt durch, die ihn jedoch nie blind gegen deren Fehler und Irrungen machte. Auch praktisch war Streckfuß zum Wohl Berlins thätig; seit 1862 gehörte er der Berliner Gemeindevertretung als Stadtverordneter, seit 1872 als Stadtrat an, ebenso wie er regen Anteil nahm an allen Bestrebungen, den litterarischen Beruf zu heben und zu sichern.

Bunte Fische. Nichts setzt den Reisenden, welcher von nördlichen Ländern kommt, in der Habanna (Cuba) so sehr in Verwunderung, als die Fische, die er auf den dortigen Märkten zum Verkauf ausgestellt sieht. Statt der matten, ins graue fallenden Farbe, welche man allgemein an den Fischen der nördlichen Breiten wahrnimmt, zeigen sie hier die glanzvollsten Färbungen. Einige sind mit goldnen und silbernen Bändern geschmückt, deren Glanz wie poliertes Metall schimmert. Andre zeigen verschiedene Abstufungen von rot und blau. Selbst die Aale sind mit glänzendem Blau bekleidet und weiß und gelb gestreift.

Ein zweifelhafter Wunsch.



Herr: „O, mein Fräulein, ich wünschte, ich könnte, so wie jetzt, ewig bei Ihnen weilen!"

Fräulein: „Ich danke verbindlichst, dann würde ich ja ewig sitzen bleiben!"

Kreuz-Aufgabe von J. H.

			A	A	A			
			A	A	A			
			C	C	E			
E	E	E	F	F	G	G	H	H
I	I	L	N	N	N	R	R	S
S	S	S	S	S	S	S	T	T
			T	T	T			
			T	T	T			
			T	U	U			

Vorstehende Buchstaben sind in gleicher Form so zu ordnen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen folgende drei Wörterbezeichnungen enthalten: 1) deutsche Hauptstadt, 2) Abschluß einer lustigen Zeit, 3) fremde Völkerschaft.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



Ein heiliger Wald in Nordafrika. Im Jahre 1827, drei Jahre vor seinem Sturz durch die Franzosen, schickte Hussein, Dei von Algier seine Baumeister in das Gebirge von Dschordschera, südöstlich von Algier, um in den schönen Forsten daselbst Holz für seine Marine zu schlagen. Der Kabylenstamm der Beni Dschenad, welcher noch heut in jenem Gebirge wohnt, bedeutete den Baumeistern des Dei, daß sie sich nicht unterstehen sollten, einen Baum zu fällen, denn der Wald sei heilig, und das Schicksal ihres Stammes hinge von der Unverletztheit dieses Heiligtums ab, in welchem sie Hammel zu opfern pflegten. Der Dei fand diese Erklärung aufrührerisch und sendete seinen Aya Jahia mit einem kleinen Heer ins Gebirge, um den Kabylen den Aberglauben aus den Köpfen zu treiben und Fällung des Holzes zu sichern. Jahia aber wurde von den Beni Dschenad mit Verlust zurückgetrieben und brachte keinen Spahn aus dem heiligen Walde nach Algier. So berichteten die Franzosen. Sie wissen aber, obwohl sie seit einigen achtzig Jahren im Besitz des Landes sind, noch nicht zu sagen, welche Bewandtnis es mit jenem Walde hat, ob die Kabylen die Unantastbarkeit ihrer Bäume blos vorgegeben haben, oder ob hier die Spur eines alten Volksglaubens ist, der bis in die Römerzeit hinaufreicht.

Verstell-Krebswort-Rätsel.

Eines lieben Vögleins Name,
Teile in zwei Stücke Du,
Mach' das letzte dann zum Anfang,
Füg' und stell' das andre zu.
Schnell zeigt Dir sich dann der Name
Meiner holden Herzensdame.

Rätsel.

Es kann ein schlauer Gedanke sein! —
Er zählt auch zu den Spitzbüberein,
Dem Förster oft er Beute giebt,
Der Reisende ihn nicht sehr liebt.

Silben-Rätsel.

Aus nachstehenden Silben:

a, an, brah, che, da, dan, der, en, fa flie, ga, gat, lär, lau, lu, ma, ne, ne, ni, o, ra, re, see si, tum, te, te, u

sind zehn Wörter zu bilden; diese bezeichnen: 1) Abtrünnigen, 2) Musen, 3) italienischen Dichter, 4) russischen See, 5) Baum, 6) Fremdwort für Schicksal, 7) Strauch, 8) spanischen Landstrich, 9) Musikinstrument, 10) indische Gottheit. So geordnet ergeben die Anfangsbuchstaben den Namen eines Propheten der Neuzeit.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Rebus: **Tingeltangel**; des Krebswort-Rätsels: **Oel, Leo**; der dreisilbigen Scharade: **Examen**; des Buchstabenrätsels: **Seide, Eid, Idee.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.